

Alaska-Gold [Fortsetzung]

Autor(en): **Droonberg, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 4

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634769>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

4

4.

Die kleine Man.

Wieder begann eine neue Nummer.

Ein junges Mädchen, allem Anschein nach noch etwas jünger als die „Kaze“ stand vor der Rampe. Sie war in allem das Gegenteil dieser. Schlank aufgeschossen. Bleichsüchtig mit dünnen Lippen. Die Augen blickten verlorren und schwärmerisch. Sie sah ebenfalls recht kindlich und unschuldig aus, aber bei ihr hatte man das Gefühl, daß dieser Eindruck nicht log.

„Die kleine Man!“ flüsterte Schmidt.

Sie sang mit dünner, aber reiner und angenehm klingender Sopransstimme ein Lied. Das bekannte Lied „Darling I am growing old“, so voll packender Wehmut in seiner Melodie, wie kein anderes in der Welt. Und niemals hätte es jemand mit mehr Wirkung singen können, als die kleine Man mit ihrer bescheidenen Künstlerkraft. Vielleicht war es auch gerade die in so grotesken Widerspruch mit der ganzen Umgebung stehende Kindlichkeit ihrer Erscheinung, die eine so ersichtlich tiefgehende Wirkung auf die in einem rauen und harten Leben selbst rauh und hart gewordenen Männer hier erzeugte, denn Escher sah, wie mancher von ihnen sich verstohlen die Augen wischte.

„Es ist ein Skandal, solch ein Kind hier zu so etwas zu mißbrauchen“, hörte Escher am Nebentische eine weibliche Stimme sagen. Ein Ton des Abscheus beendete den Satz.

Er blickte sich um. Die Sprecherin war eine ältliche Frau in einem einfachen dunklen Kleide, die neben einem Mann von athletischem Körperbau saß, der offenbar zu ihr gehörte. Sie mochte ungefähr fünfundvierzig Jahre zählen und zeigte noch die unverkennbaren Spuren früherer Schönheit, obwohl ihr Gesicht, wie ihre ganze hagere und nach Verlust der jugendlichen Form allmählich etwas eckig gewordene Gestalt schon deutlich den beginnenden und vielleicht durch ein inneres geheimes Leiden beschleunigten Verfall verriet.

An ihrem linken Auge war außerdem ein häßlicher blauer Fleck zu bemerken, der von einem Stoß gegen einen harten Gegenstand herrühren mochte — wenn man nicht etwa an eine brutale Mißhandlung glauben wollte. In ihren Augen lag auch ein Ausdruck des Geheißens, der dauernden Furcht, und als sie sie jetzt auf den Kraftmenschen neben sich richtete, nahm sie etwas von der Unterwürfigkeit eines Hundes an.

Das Gesicht erweckte in Escher ein sonderbares Interesse. Es war ihm, als ob er irgendeinen bekannten Zug darin entdeckte. Freilich, teilweise Ähnlichkeiten gibt's ja so viele.

Der Mann war der Typus des echten Bully. Massiv und schwer gebaut, mit breiten Schultern und einem Stiernacken. Sein Rinn war fast vieredig, der Mund grob-sinnlich und mit einem dauernden höhnischen Zug um die Lippen, als ob er jeden herausfordern wollte, um ihn mit seiner brutalen Kraft niederzuzwingen. Dieses Gefühl und Bewußtsein seiner Kraft schien in ihm stets lebendig zu sein, ihn immer wünschen zu lassen, irgendwen oder irgendwas in seine Hände zu bekommen, um es zu zerbrechen — das insolente Gelüst des rohen Kraftmenschen.

Der Mann flüchte ihm auf den ersten Blick Widerwillen ein.

Das Verhältnis der Frau zu ihm, die sich in seiner Begleitung befand und jetzt einen schüchternen, furchtamen Blick auf ihn richtete, als wollte sie erforschen, ob ihre Bemerkung

seinen Unwillen erregt habe, war Escher zunächst noch unklar. Der Gedanke, daß sie seine Frau sein könnte, erschien ihm bei der augenfälligen Ungleichheit der beiden zu ungerneht. In dem Gesicht der Frau war ein Zug des Leidens, den das heftische Rot in ihren Wangen, das keine Schminke war und vielleicht von einer körperlichen Krankheit herrührte, nur noch auffälliger machte. Ganz offenbar fürchtete sie den Mann, fühlte sich ihm gegenüber aber auch vollkommen willenlos und ganz in seiner Macht. Das Bewußtsein dessen schien aber etwas Befriedigendes, Faszinierendes für sie zu haben, denn in ihren Augen fladerte etwas auf wie Eifersucht, als jetzt die „Kaze“ an ihrem Tische vorüberkam und mit einer oberflächlichen Begrüßung die Hand auf die muskulöse Schulter des Mannes legte.

Befand sie sich etwa im Zustande der Hörigkeit? Alle andern Erklärungen ihres Verhältnisses zu diesem Manne schienen zu versagen.

Von weiteren Beobachtungen wurde er durch Schmidt abgelenkt, der eine bedeutsame Kopfbewegung nach der Loge hinauf machte, in der die dicke Flo einem alten Narren gegenüber ihre erprobten Künste spielen ließ. Dort war „Franz“ eben, wie er es vorausgesagt, mit einem Korbe Champagner sichtbar geworden.

Auch der junge Kanadier hatte seinen Blick dahin gerichtet.

„Diese Girls bekommen Prozente von der Zechen“, bemerkte er. Wenn eine Flasche noch halb voll ist, so behaupten sie schon, das Zeug sei abgebraust und verlangen eine neue. Oder sie gießen die Hälfte unversehens in die großen Spundnäpfe, die überall herumstehen. Da oben sitzt die dicke Flo allein mit dem alten Esel. Sie läßt keine andere an ihn ran. Er ist ihr Opfer. Erst vor einer kleinen Weile hörte ich sie sagen, es sei so störend, daß der Kellner so oft ab und zu ginge, Tim möge doch lieber gleich einen Korb bestellen. Daß sich in diesem Korbe, wie ich sicher bin, ein halbes Duzend leere Flaschen befinden, entzieht sich natürlich der Wahrnehmung Tims. Und dann, ein Gentleman bezahlt nicht selbst. Er wirft den Beutel seiner Lady zu, der das Bezahlen Vergnügen macht und läßt sie herausnehmen, soviel nach ihrer Schätzung die Zechen beträgt.“

Der Schlußvorhang war inzwischen gefallen und eine Anzahl schwarzer Aufwärter begannen Tische und Stühle beiseite zu rücken, um den Saal für den jetzt beginnenden Tanz herzurichten. Gegen Mitternacht würde die Vorstellung noch einmal beginnen, denn mit Ausnahme von ein oder zwei Stunden des Morgens für die nötige Reinigung wurde der Betrieb hier mit wechselndem Personal ununterbrochen fortgeführt.

Escher und Schmidt mußten ihren Tisch verlassen und an einem anderen unter den Logen Platz nehmen. Auch der junge Kanadier begleitete sie dahin. An einem Tische in der Nähe fand Escher auch den Kraftmenschen und die hagere Frau wieder. Unwillkürlich heftete sich sein Blick von neuem forschend auf ihr Gesicht. Es war unverkennbar, irgend etwas daran kam ihm bekannt vor. Einen Augenblick wühlte er in seinen Erinnerungen, ob er der Frau vielleicht schon einmal irgendwo begegnet war.

Er konnte sich nicht erinnern. Es war ja schließlich auch nebensächlich.

Die Mädchen von der Bühne waren inzwischen im Saale erschienen, gingen zwischen den Gästen umher, unterhielten sich mit einigen und nahmen manchmal auch an deren Tischen Platz.

Dann hörte man plötzlich das Klopfen des Dirigenten der aus zwölf Mann bestehenden Kapelle, und im nächsten Augenblick brausten die Töne einer flotten Tanzweise durch den Saal. Sie schlugen wie ein elektrischer Funke in die Glieder der Tanzlustigen. Die Mädchen schritten über das von einem halben Duzend Aufwärtern im Nu geglättete Parkett, ihre geschmeidigen, elastischen Körper in den Hüften wiegend und die Melodie nachträllernd.

Sie suchten sich Partner zum Tanz, denn es kam hier nicht darauf an, wer den Partner wählte.

Dann verstummte die Musik und der Tanzmeister in tabellosem roten Frack, mit Kniehosen und Seidenstrümpfen, erschien in der Mitte des Saales.

„Gentlemen, wählen Sie Ihre Damen!“ rief er. „Sie finden hier die besten Tänzerinnen im ganzen Tuck-Distrikt. Lassen Sie sie nicht warten. Das wäre ungalant. Man soll Damen niemals warten lassen. Besonders, wenn sie so schön sind, wie unsere hier im Pavillon. Sie fiebern schon nach einem Walzer oder Two-step. Sie können haben, was Sie wünschen. Die Kapelle ist vom Carlton-Ritz-Hotel in New York, und wenn Sie ihre Klänge hören, so vergessen Sie, daß Sie tanzen, Sie haben nur das Gefühl, daß Sie schweben. Der Boden ist glatt wie der Weg zur Hölle. Aber Sie brauchen keine Furcht zu haben, daß Sie auf diesem Wege straucheln, denn unsere Ladies hier werden Ihre guten Engel sein, die Sie sicher geleiten!“

„Nach der Hölle. Der Kerl hat recht“, meinte Schmidt.

Auf einen Wink des Tanzmeisters intonierte die Kapelle jetzt ein paar Takte eines Straußschen Walzers.

„Bitte antreten, Ladies und Gentlemen!“

Die ersten Paare begannen zu tanzen. Die meisten zögerten aber noch. Die Musik schwoll an und wurde dringend. Die Tänzerinnen lächelten ihr gewohntes Sirenenlächeln, wenn es sich um einen Partner handelte, der noch nicht Zeit gefunden hatte, die Spuren seines Claimlebens abzustreifen. Sie lehnten sich unbekümmert um den Schmutz seiner Kleidung an ihn und der Patschuligeruch der bunten Seidenstoffe ihrer Gewänder kämpfte einen nicht immer siegreichen Kampf mit dem Geruch von Erde, Petroleum und ranzigen Speck, den die Feinigen von sich gaben.

Hatten sie freilich einen Partner, wie sie ihn wünschten, dann waren sie auch mit ihrem Gefühl bei der Sache, erhöhten es unter den rauschenden Klängen der Musik und dem Rhythmus der gleitenden Bewegungen, daß ihre Wangen unter dem aufgelegten Rot glühten und die Augen in bacchantischer Luft funkelten.

Alle aber, mit ganz wenigen Ausnahmen, tanzten leicht und mit einer sinnereizenden Biegsamkeit ihrer gutgeformten, schlanken Körper. Sie führten ihre meist nicht recht sicheren Partner mit Gewandtheit, die oft einen nicht unbeträchtlichen Kräfteaufwand erforderte, über das glatte Parkett, wenn sie nicht gerade das Glück hatten, selbst von einem ebenbürtigen Partner geführt zu werden.

Einige der Männer, denen es nicht gelungen war, eine Tänzerin zu finden, winkten eine solche aus der Mitte der Gäste an den Seitentischen zu sich heran. Ein angetrunkenener Miner taumelte zwischen den Tischen heraus und umfaßte ein Mädchen, das eben das Unglück hatte, ihm in den Weg zu laufen. Sie war jung, hübsch und von zierlichem Wuchs, zeigte aber nicht den geringsten Widerwillen gegen ihren Partner in seiner reichlich ramponierten Kleidung und seiner nicht weniger fragwürdigen Nüchternheit. Er sprang mit ihr herum, johlend und freischend, bis das Unvermeidliche eintrat und sie beide auf dem Parkett lagen, in der Kraft des Schwunges jedes von den anderen ein paar Meter hinweggleitend.

Die Zuschauer lachten, schlugen sich auf die Knie vor Lachen. Das Mädchen aber stand ruhig auf, half dann auch ihrem Partner auf die Füße und führte ihn nach der Bar. —

Das war der übliche Abschluß eines Tanzes. Auch bei den andern. Fast jeder der Tänzer führte seine Dame nach Beendigung des Tanzes nach der Bar. Dort warf er dem Bartender sorglos seinen Beutel zu und der wog von dem Goldstaub soviel ab, als die Zecher betrug. Ein pedantisches Nachprüfen der Rechnung wäre als unvornehm aufgefallen.

Immer wilder und ausgelassener wurde die Stimmung, heißer die Luft, der Duft von Patschuli, Alkohol und dumpfig riechender Männerkleidung, die vielleicht monatelang nicht gewechselt war, lag schwer in ihr.

Männer schwitzend, wie sie vielleicht bei der härtesten Arbeit in den Minen nicht geschwitzt hatten, hopsten wild um ihre Partnerinnen herum.

Der Tanzmeister hatte keine Veranlassung mehr, die Menge anzufeuern, sie drängte sich selbst zum Tanz.

Der junge Kanadier zog seine Füße unter dem Tisch hervor und betrachtete seine Mokkasins mit einem zweifelnden Blick.

„Ich möchte zu gern einmal tanzen“, sagte er. „Ich bin nämlich ein leidenschaftlicher Tänzer. Nur einmal, so gewissermaßen zum Abschied.“

„Haben Sie mir nicht erst vor zwei Minuten den Rat gegeben, wenn mich eines der Girls zum Tanzen auffordert, sie zum Teufel zu schicken?“ fragte Escher.

„Gewiß habe ich das. Und ich werde mich ja auch schwer hüten, zu tanzen. Denn damit fängt's immer an.“

Eben näherte sich die „Kake“ ihrem Tische.

„Ah, hier finde ich euch ja alle zusammen, meine Herzblätter. Escher, Schmidt und sogar der kleine Joe“, rief sie. „Habe mir schon gedacht, daß Sie heute hier sein würden, Escher. Denn nach so einer Trennung von der Herzallerliebsten hält man's zu Hause in den elenden Winkeln, die sie hier frech genug sind, Stuben zu nennen, nicht aus. Wissen Sie übrigens, daß Sie ein verdammter Esel sind, Escher, eine reiche Erbin und noch dazu eine, die ihre Erbschaft schon in der Tasche hat, wie Miß Malony, so einfach von sich gehen zu lassen? Warum haben Sie das Mädchen nicht geheiratet? Ich hätte Ihnen das Geld schon durchbringen helfen.“

Sie lachte vergnügt.

„Ich ziehe vor, Miß Malony hier nicht zu diskutieren“ erwiderte Escher in einem abweisenden Tone.

Es war ihm nicht entgangen, daß die Umstehenden dem Gespräche Aufmerksamkeit schenkten. Besonders der Kraftmann und die Frau neben ihm zeigten ein ganz augenscheinliches Interesse daran, und er sah auch, daß beide einen verwunderten Blick wechselten.

„Sie denken wohl, weil sie ein bißchen Geige spielt und sich für eine Künstlerin hält?“ entgegnete die „Kake“ schnippisch. „Es käme noch darauf an, wer den größten Applaus erhält — ich oder sie. Und wenn sie jetzt auch reich ist, mehr als ich ist sie deswegen doch nicht. Schließlich hat sich ihr Vater doch nur im Malamut-Salon für ein Lumpengeld zu Tode geigeigt. Und daß er zuletzt noch den reichen Claim erhielt, das hatte er auch nur Davy Evans zu danken. Also so vornehm brauchen Sie mit ihr nicht zu tun.“

„Sei nicht so ungezogen, Edith“, mischte sich unerwartet eine andere weibliche Stimme in das Gespräch.

Ungelesen war die junge Sängerin, die Schmidt vorher als die „kleine Man“ bezeichnet hatte, an ihren Tisch herangetreten.

„Ach, du kleine Unschuld“, rief die „Kake“ lachend, „bist du eifersüchtig? Well, brauchst keine Furcht zu haben. — Warum hast du mich noch nicht aufgefordert? Ich habe schon fast eine halbe Stunde lang auf dich gewartet“, wandte sie sich dann an den jungen Kanadier. „Ich hatte gesehen, daß du da bist und dir die größte Mühe gibst, mir die andern vom Leibe zu halten. Das habe ich für dich getan, Joe, und du

haft mich noch nicht einmal begrüßt. Aber komm jetzt, das ist ein Zwostopp!"

Sie faßte ihn am Arme und wollte ihn mit sich fortziehen.

„Gibt's nicht, Kleine“, sagte er, seinen Arm freimachend.

„Gibt's nicht?“ wiederholte sie, als sei ihr mit dieser Ablehnung etwas ganz Unerhörtes widerfahren. „Das wäre ja noch schöner.“

„Ich tanze bestimmt nicht“, beharrte der junge Mensch auf seinem Entschluß.

Aber das Mädchen befaß nicht weniger Beharrlichkeit in seinen Entschlüssen als er. Sogar noch etwas mehr, wie sich gleich darauf erwies.

„Einen Tanz fordere ich auf jeden Fall. Ich habe mich so darauf gefreut“, erwiderte sie und erinnerte in ihrer schmeichelnden Liebenswürdigkeit jetzt wirklich an eine schnurrende Katze. „Du wirst nicht garstig sein gegen mich!“

„Ich kann ja gar nicht tanzen, Girl. Und außerdem habe ich kein Geld“, entgegnete er, schon sichtlich in die Enge getrieben.

„Tut nichts“, wehrte sie ab, „ich bezahle. Heute will ich mal für mich da sein — und für dich. Nicht für die andern. Also komm!“

Der junge Mann kämpfte augenscheinlich hart mit seinen Vorsätzen. Was konnte am Ende viel Schlimmes dabei sein, wenn er einmal mit ihr tanzte? Natürlich nur einmal. Dann würde er nach Hause gehen. Schließlich hatte er ja doch auch so lange den Anblick eines Mädchens entbehren müssen, und der Wunsch, wieder einmal seinen Arm um eine schlanke Mädchentaile zu legen und sich an dem Duft eines jugendfrischen Mädchenleibes zu berauschen, lockte mit unwiderstehlicher Gewalt.

(Fortsetzung folgt.)

Der brennende Eisberg.

Von Paul Wedgworth, Kapitän der amerikanischen Küstenwache, Boston.

Berechtigte Uebersetzung von Frank Andrew.

Mit halber Geschwindigkeit fährt unsere „Effert“, das modernste Schiff der amerikanischen Küstenwache, durch die Nacht. An Bord herrscht reges Leben, denn auf diesen Dienststreifen gibt es, sind wir einmal im eigentlichen Arbeitsgebiet angelangt, nur wenig Ruhe für die Mannschaft, und höchste Bereitschaft herrscht während aller vierundzwanzig Stunden des Tages. Auf der Brücke steht der Erste Offizier, das Nachsglas fast ununterbrochen vor den Augen, um den eigenartigen Gegner, den wir zur Strecke bringen wollen, rechtzeitig zu Gesicht zu bekommen. Aber das Wetter ist nicht recht klar; in dieser Gegend findet der gigantische Kampf zwischen dem warmen Wasser aus dem Golfstrom und dem eiskalten vom Norden statt und schleudert durch die rasche Verdampfung ungeheure Nebelmengen in die Luft. Freilich, was wir nicht zu sehen vermögen, können wir hören; unser künstliches Ohr vermittelt uns noch auf zehn Kilometer Entfernung deutlich die Geräusche des von uns geachteten Opfers. Auf ein Signal stehen die Maschinen still, damit ihr Lärm nicht unsere Instrumente stört. Dann ertönt auch schon aus dem Mikrophon jenes seltsam gurgelnde Säugen, das uns nach mehrfachem Abpeilen auf die richtige Fahrtrichtung scheidet; in den Kampf mit der ständigen unheimlichen Gefahr der Schiffsahrt, in den Vernichtungskrieg gegen die Eisberge!

Mit Beginn der wärmeren Jahreszeit lösen sich langsam die ungeheuren Eismassen des Nordens und gelangen entweder als kalte, also abgetrennte Gletscher oder als zusammengedrücktes, hochaufgetürmtes Treibeis in die Meeresströmungen. Die meisten dieser schwimmenden Inseln sind nur gegen hundert Meter lang und breit, er-

reichen eine Höhe von vielleicht dreißig Metern; andere wieder erstrecken sich über mehrere Kilometer und mögen bis zu hundert Meter hoch in die Luft emporragen; dabei befindet sich infolge des geringeren spezifischen Gewichts des Eises nur immer rund ein Siebentel des ganzen Kolosses über der Wasseroberfläche. Kein Wunder also, daß die höchstens fünfzigtausend Tonnen eines Ueberleedampfers gegen solche Ungetüme unbedingt den Kürzeren ziehen müssen, wenn sie unversehens mit ihm zusammenprallen; die Katastrophe der „Titanic“, bei der 1600 Menschen umkamen, ist ja noch unvergessen. Man hat berechnet, daß gegen zwanzigtausend Kubikmeilen Eis den Atlantischen Ozean alljährlich erreichen!

Zur Bekämpfung dieser Gefahr gibt es einen besonderen Patrouillendienst der amerikanischen Küstenwache, der einmal alle Schiffe durch Funkpruch warnt, dann aber auch versucht, die Eisberge aus dem Wege zu räumen. Dazu ist es natürlich nötig, die schwimmenden Inseln rechtzeitig zu entdecken; Versuche, sie durch Fallschirmraketen sichtbar zu machen, sind mißglückt, weil selbst eine Lichtstärke von fünfzigtausend Kerzen nicht ausreicht, dichten Nebel genügend zu durchdringen. Darum hat man das Mikrophon, und zwar einen Niederfrequenzapparat, in den Dienst gestellt. Ein Eisberg besteht nämlich zu rund zehn Prozent aus Luft, die vielleicht schon vor Hunderten von Jahren mit dem lockeren Schnee zusammen den arktischen Gletscher bildete. Und beginnt dann das Eis in wärmeren Gegenden zu schmelzen, so verursacht die unter Wasser freierwerdende und an die Oberfläche steigende Luft in unzähligen kleinen Blasen ein gurgelndes Geräusch, das über das Mikrophon unverkennbar ist.

Wirklich haben wir denn auch mit unserer „Effert“ in den frühen Morgenstunden einen riesigen Eisberg erreicht, dem wir jetzt zu Leibe rücken. Ein Boot wird bemannt und eine Viertelstunde später haben unsere Leute das Ungetüm bereits erklettert. An passender Stelle wird ohne besondere Schwierigkeit ein flaches Loch in das Eis gehackt und darin vorläufig eine Sprengbombe im Gewicht von fünfzig Kilogramm untergebracht; die Ladung wird mit elektrischer Zündung versehen. Heutzutage verwendet man nur noch in den seltensten Fällen Dynamit, sondern bedient sich des zwar etwas teureren, aber unvergleichlich wirkungsvolleren Thermit. Dieses ist ein Gemisch von Aluminiumpulver und Eisenoxid, das bei einer Hitzeentwicklung von zwei- bis über dreitausend Grad Celsius zu Schlacke und flüssigem Eisen verbrennt, dessen Wirkung aber durchaus nicht auf die ungeheure Wärmeabgabe begrenzt ist. Denn die sich entwickelnden hohen Temperaturen bringen nicht nur das Eis zum Schmelzen, sondern zerlegen es gleich in seine beiden hauptsächlichsten Elemente, Wasserstoff und Sauerstoff, wobei sich der Wasserstoff entzündet und nun seinerseits die gewünschte Schmelzwirkung hervorbringt. Das Eis frißt sich selbst auf.

Unsere Leute haben sich jetzt von dem Eisberg zurückgezogen und bringen die Zündschnur zu uns an Bord. Vorsichtshalber legen wir gute dreihundert Meter zwischen den Koloss und unser Fahrzeug, dann wird die Sprengbombe durch eine einfache Schalterdrehung entzündet. Ein, zwei Sekunden geschieht nichts, keine Explosion ist zu hören, nichts zu sehen. Dann scheint langsam die eine Seite des Eisbergs zu erglühen, als fielen die Strahlen eines besonders schönen Sonnenuntergangs darauf, ein phosphoreszierendes Licht dringt aus der weißen, kalten Masse hervor, bis plötzlich das ganze Ungetüm ein Feuerberg von unbeschreiblicher und unvergesslicher Schönheit ist; man hat den Eindruck, als schaue man auf eine riesige Scheibe von Milchglas, hinter der unzählige Lampen brennen. Leider dauert dieses herrliche Schauspiel nur kurze Zeit, denn jetzt ist der erste Wasserstoff freigeworden und hat Feuer gefangen. Mit ungeheurem Krachen bricht aus dem Riesenblock eine knat-